

Leseprobe

Fritz Blanz
Miteinander als Chance

Leseprobe

Fritz Blanz

Miteinander als Chance

Konvivenzgemeinschaften
und Gemeinwesendiakonie
Die Kunst und Praxis des Zusammenlebens
in Kirche und Gesellschaft

 **neukirchener**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2022 Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH, Neukirchen-Vluyn
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Jens Vogelsang, unter Verwendung
eines Bildes © xxx (shutterstock.com)

Lektorat: Hauke Burgarth, Pohlheim

DTP: Burkhard Lieverkus

Verwendete Schrift: Chaparral, Myriad

Gesamtherstellung: xxx

Printed in xxx

ISBN 978-3-7615-6878-1 Print

ISBN 978-3-7615-6879-8 E-Book

www.neukirchener-verlage.de

Inhalt

Vorbemerkungen	7
Das neue Europa	7
Die konviale Solidaritätsgruppe – ein zehnjähriger Prozess	10
Impulse für Gemeinde- und Gemeinwesendiakonie	12
Der kirchliche Kontext ist nur eine(!) Sichtweise	13
Teil I Grundlagen	16
Das Menschenbild	17
Der Mensch mit seiner Geschichte – der historische Kontext	18
Der Mensch mit seiner Sprachfähigkeit ist dialogisch angelegt	20
Der Mensch mit seinen Grundbedürfnissen hat verbrieft Rechte und kann mit seinen Kompetenzen zur Erfüllung der Bedürfnisse beitragen	24
Der Mensch als Schöpfung Gottes – eine unantastbare Würde	50
Konvivenz schaffen – die konviale Gemeinschaft	57
Der Begriff der Konvivenz und der innere Diskurs „Konvivialität“,	57
Konviale Ansätze in den Urchristengemeinden	58
Die spanische Epoche al Andalus (Abd ar-Rahmān III., Mosche ben Maimon)	64
Reformatorische Konvivenzgedanken (Luther, Bugenhagen)	68
Konviales Wirtschaften (Ivan Illich)	71
Konviale Bildung (Paulo Freire)	75
Konviales Verständnis in der Mission (Sundermeier)	79
Konvivalistisches Manifest (Adloff, Leggewie)	84

Leseprobe

Kunst und Praxis des Zusammenlebens	96
Zwölf Leitgedanken – eine Zusammenfassung	105
TEIL II Themen	106
Einleitung	107
„Was ihr meinen Schwestern und Brüdern getan habt ...“	107
Das konziliare Prinzip: Sehen – Urteilen und Visionen – Handeln	109
Die Werke der Barmherzigkeit – Versuch eines Verstehens	112
Die Würde ist unantastbar – Nackte bekleiden	112
Die Verwundbarkeit des Menschen – Kranke besuchen	125
Heute den Menschen Gerechtigkeit – Durstige tränken	140
Dauerhaft ein sozio-kulturelles Existenzminimum – Hungerige speisen	152
Offen für eine starke Gesellschaft – Fremde beherbergen	166
Frei von Zwängen – Gefangene besuchen	195
Versöhnt mit dem Leben – Tote bestatten	214
TEIL III Perspektiven	226
Erfahrungen aus der konvivialen Praxis	227
Merkmale konvivialer Gemeinschaften	227
6. Grenzüberschreitungen und Radikalität	243
Ein methodisches Modell	251
Grundlegendes	251
Die konzentrischen Kreise	255
Die Methodik – das Wandern durch die Kreise	259
Die Rolle der Kirchen	264
Kirche für andere (Bonhoeffer)	265
Kirche mit anderen – die Kirche im sozialen Raum	276
Die ökumenische Kirche	286
Drei Sätze zum Schluss	292
Literatur	293

Vorbemerkungen

Das neue Europa

Mit der Osterweiterung der Europäischen Union im Jahr 2004 kamen neben den Balkanstaaten Estland, Lettland und Litauen, Polen, die Slowakei, Slowenien, Tschechien, Ungarn und die Inselstaaten Zypern und Malta hinzu. Im Erweiterungsvertrag vom Januar 2007 fanden Bulgarien und Rumänien Aufnahme. Die Osterweiterung hatte weitreichende Veränderungen in Europa zur Folge. Die große Herausforderung bestand und besteht darin, die traditionell zusammengewachsenen Staaten des westeuropäischen Bündnisses mit den postsozialistischen Staaten des Ostens zusammenzuführen und die damit verbundenen Veränderungen zu bewältigen. Die Europäische Union legte drei Hauptkriterien für das Zusammenwachsen fest, die sogenannten Kopenhagener Kriterien. Dazu gehören:

- 1. Stabile Institutionen als Garantie für Demokratie und Rechtsstaatlichkeit sowie Menschenrechte und der Schutz von Minderheiten,**
- 2. eine funktionierende Marktwirtschaft und die Fähigkeit, dem Wettbewerb innerhalb der Europäischen Union standzuhalten und**
- 3. die Staaten müssen in der Lage sein, alle Pflichten der Mitgliedschaft, also das gesamte EU-Recht zu übernehmen und sich mit den Zielen der politischen Union sowie der Wirtschafts- und Währungsunion einverstanden zu erklären.**

Europa stand vor gewaltigen Herausforderungen. Zum einen mussten die historisch gewachsenen gesellschaftlichen Strukturen angepasst werden. Während in den westlichen Staaten Systeme der freien und sozialen Marktwirtschaft existierten, bemühten sich die osteuropäischen Staaten um ein neues Staatsgefüge, weg von der früheren sozialistischen Staatsdoktrin. Sie standen vor der Frage, welche guten Errungenschaften aus dem Sozialismus übernommen werden und wie weit sie ein anscheinend freies westliches Wirtschaftssystem kritiklos übernehmen sollten. Diese Herausforderungen zeigten erhebliche Auswirkungen auf die Bürger*innen in den einzelnen Ländern. Die Arbeitnehmerfreizügigkeit führte zu einer Ost-West-Wanderung der Arbeitnehmer*innen. Westliche Unternehmen verlagerten Teilbetriebe und Zulieferer nach Osten und übertrugen ihre Rahmenbedingungen auf die neuen Beitrittsländer. Während Industrie und Wirtschaft mit hohem Kapital in die osteuropäischen Länder investierten, waren Sozialunternehmen nicht in der Lage, mit dieser rasanten Entwicklung Schritt zu halten. In der Konsequenz stellte man in der sozialen Versorgung der Bevölkerung, verbunden mit den entsprechenden sozialen Sicherungssystemen, und in der Finanzierung sozialer Arbeit gravierende Unterschiede fest. Während zum Beispiel in Deutschland die Altenpflege mit ausgehandelten Pflegesätzen finanziert ist, bekommen ungarische Altenhilfeeinrichtungen sogenannte Kopfpauschalen. Diese sind bis heute so gering angesetzt, dass Altenhilfeträger Eigenleistung einbringen müssen. Viele Beratungsdienste in Westeuropa wie zum Beispiel Schuldnerberatung, allgemeine Sozialberatung, Flüchtlingshilfe werden vorrangig vom Staat im Sinne des Subsidiaritätsprinzips finanziert. Die Finanzierung ist Aushandlungssache zwischen der öffentlichen Hand und den Verbänden der freien Wohlfahrt. Die östlichen Länder betraten mit solchen Aushandlungsprozessen Neuland und sehen die Aufgaben nur teilweise, weil die soziale Sicherung in den postsozialistischen Ländern alleinige Aufgabe des Staates war, bzw. bestimmte Angebote gar nicht existierten. Ausnahmen bilden lediglich die Alten- und die Behindertenhilfe. Das Subsidiaritätsprinzip muss in den osteuropäi-

schen Ländern neu gestaltet werden, was bis heute zu Unsicherheiten führt. Deshalb ist unklar, wer soziale Herausforderungen wie wahrnimmt, sie bearbeitet und welche Aufgaben mit öffentlichen Mitteln hinterlegt sind. Häufig erkennen die Sozialhilfeorganisationen im Osten soziale Probleme, aber der Staat verweigert die entsprechende Finanzierung. Deshalb kann man in der sozialen Versorgung der Bevölkerung von einem starken Ost-West-Gefälle sprechen, und es wird wohl noch Jahrzehnte dauern, bis Europa eine ausgewogene Sozialpolitik in allen Mitgliedsstaaten vorweist. Erschwerend kommt hinzu, dass Störfaktoren in der wirtschaftlichen Entwicklung, wie zum Beispiel die Finanzkrise 2008 oder die Corona-Pandemie 2020 sozialpolitische Entwicklungen ausbremsen.

Die wirtschaftliche Entwicklung verzeichnete nach dem Beitritt der östlichen Staaten deutliche Fortschritte. Die neuen EU-Länder verbuchten innerhalb von vier Jahren ein Wirtschaftswachstum von 23 Prozent, während in den westlichen Ländern im gleichen Zeitraum rund acht Prozent Wachstum erreicht wurden. Dagegen wurde bei der sozialen Versorgung vorwiegend der Erhalt bisheriger Strukturen angestrebt. Auch große Anstrengungen, die Rahmenbedingungen erkennbar zu verbessern (EU-Strategie zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung und Diskriminierung) scheiterten an den Finanzen. Fördermittel der Europäischen Union ermöglichten zwar Best-Practice-Projekte, aber flächendeckende Veränderungen blieben aus. In der Regel müssen die osteuropäischen Länder erhebliche Eigenmittel und ein großes Maß an ehrenamtlichem Engagement aufbringen, um soziale Projekte zu initiieren. Nur punktuell kommt es zu einer staatlichen Mitfinanzierung. Häufig fließen Fremdmittel in die Projekte wie Projektmittel der Europäischen Union oder Spenden und Sponsorengelder. Es fehlt an Nachhaltigkeit.

Insofern ergibt sich die Frage, wie künftig ein vergleichbares Niveau in Gesamteuropa hergestellt werden kann. Welche Rolle spielt für die Mitgliedsstaaten die soziale Verantwortung in einem solidarischen Europa? Wer beteiligt sich an den Herausforderungen, und wer setzt sich für die Lösung vorhandener Probleme ein? Wie sind die

Träger der freien Wohlfahrtspflege, die Kirchen, die Gewerkschaften und Nicht-Regierungsorganisationen beteiligt?

Die Kernfrage lautet: *Welches soziale Europa der Zukunft stellen wir uns vor?* Dieser Frage hat sich der Lutherische Weltbund in Genf bzw. dessen Europa-Abteilung gestellt. Der große Vorteil der Kirchen liegt in dem bereits vor der EU-Erweiterung bestehenden europaweiten Netzwerk, das eine Grundlage für Kooperationen bilden kann.

Die konviviale Solidaritätsgruppe – ein zehnjähriger Prozess

Seit 2011 befinden sich die europäischen Kirchen des Lutherischen Weltbundes in einem kritischen Reflexionsprozess zu Fragen der Gemeinwesendiakonie, zur Reform ihrer Gemeinden und zur sozialen Verantwortung der Kirchen in Europa. Dem war ein Diskurs über die Rolle der Diakonie im sozialen Kontext vorausgegangen. Im Dezember 2011 lud das Europabüro des Lutherischen Weltbundes unter Leitung von Dr. Eva-Sibylle Vogel zu einer ersten Tagung nach Järvenpää ein. Gastgeberin war die Kirche in Finnland, die ihr Diakonisches Institut in Järvenpää als Tagungsort zur Verfügung stellte. Dort trafen sich 25 Delegierte von Kirche und Diakonie aus 14 europäischen Staaten, in der Regel Expert*innen zusammen mit Mitarbeiter*innen aus der Gemeindearbeit vor Ort. Inhaltlich verantwortete Pfarrer Tony Addy die Tagung. Der aus Manchester stammende Theologe und Sozialarbeiter, der die massiven sozialen Missstände des Manchester-Kapitalismus hautnah erlebte und später als Dozent im Diakonischen Institut in Järvenpää arbeitete, ist heute als Bildungsreferent bei der Internationalen Akademie für Diakonie und soziales Handeln in Mittel- und Osteuropa, kurz „interdiac“ angestellt. Unter der Leitung von Janka Adameova nahm das Institut die Ergebnisse und Inhalte des konvivialen Prozesses in ihre Bildungsstrategie auf und berät Gemeinden, vorwiegend in Osteuropa, aber auch außerhalb der Europäischen Union.

Es folgte ein Treffen in Odessa (Januar 2013), das die Grundaussagen von Järvenpää noch einmal prüfte und im Detail ausarbeitete. Die Gruppe der Teilnehmenden gab sich jetzt den Namen „Solidaritätsgruppe“. Ein Jahr später fand die dritte Konferenz in Rummelsberg

bei Nürnberg (2014) statt, die das Dokument „*Konvivenz schaffen – zur Gestaltung von Gemeinwesendiakonie in Europa*“ verabschiedete und Strategien zur Verbreitung der Inhalte innerhalb der europäischen Kirchen diskutierte. Danach flossen erste Ergebnisse in die nationalen Kirchen ein.

Mit der Tagung in Manchester (März 2015) begann ein neues Schwerpunktthema: konviviales Wirtschaften. Unter den fünf Schlüsselthemen „Arbeit und Soziales“, „Verschuldung“, „Migration“, „Korruption und Transparenz“, „Schöpfung und Umwelt“ beschäftigten sich die Teilnehmenden mit Aussagen zu Gerechtigkeit und Menschenwürde. In Manchester wurden Kriterien für ein faires Wirtschaften benannt. Es folgte 2016 die Tagung in Tallinn, welche die bisherige Arbeit kritisch reflektierte und einen Abschlussbericht für die Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Namibia vorlegte. Der Bericht liegt in deutscher Sprache vor.

Die dritte Phase stand unter dem Titel „People on the Move“ (Migrationsbewegungen). Sie erstreckte sich von 2017 mit der ersten Tagung in Balatonszarszo, Ungarn über Sibiu, Rumänien (2018), Amsterdam, Niederlande (2019) bis Reykjavik, Island (2020). Die letzte Tagung wurde aufgrund der Corona-Pandemie als Videokonferenz durchgeführt (Herbst 2020). Das Abschlussdokument liegt in der englischen Fassung vor. Es besteht aus dem Abschlussbericht und sogenannten Story-Books, in denen Migrationserfahrungen aus den unterschiedlichen Ländern gesammelt wurden.

Die Solidaritätsgruppe, bestehend aus einer Kerngruppe von ca. 15 Teilnehmenden und einer fluktuierenden Gruppe von ca. zehn Personen, entwickelte das Konvivenz-Konzept. Sie arbeitet inzwischen seit zehn Jahren zusammen. So bemüht sich die Kirchengemeinschaft bis heute um den Fortbestand des Prozesses. Im Frühjahr 2022 folgt die vierte Phase.

Während des 500-jährigen Jubiläums zur Reformation in Windhoek, Namibia (2017) konnte die Arbeitsgruppe ihre Impulse einfließen lassen. Sie verknüpfte die Themen mit dem Motto: „Befreit durch Gottes Gnade“. In den Unterthemen „Erlösung, Menschen, Schöp-

fung – für Geld nicht zu haben“ erinnerte der bayerische Delegierte Oberkirchenrat Michael Martin daran, dass es Gaben aus Gottes Hand gibt, die man käuflich nicht erwerben kann – eine Anspielung auf den Ablasshandel von damals bis zur wirtschaftlichen Bewertung der Menschen und zum Ausverkauf der Schöpfung in der heutigen Zeit. Die Themen ergeben einen tieferen Sinn, verknüpft man sie mit den Gedanken der Konvivenz.

Impulse für Gemeinde- und Gemeinwesendiakonie

Wie verstehen wir unsere Kirchengemeinden? Welche Rolle spielt darin die Diakonie? Ist Diakonie überhaupt Teil des kirchengemeindlichen Bewusstseins oder ist sie nur eine Institution? Wie oft taucht das Thema in Kirchenvorstandssitzungen auf? Sehen wir Diakonie als unverzichtbares Wesensmerkmal kirchlichen Lebens und damit des Gemeindeaufbaus? Sind wir von Visionen getragen, die in eine gerechtere und fairere Welt blicken? Gibt es unveräußerliche Werte als Leitmotive? Entwickelt sich das Evangelium mit einer Wirkkraft, die sich nicht nur auf die individuelle Seligkeit beschränkt, sondern das Gemeinwohl und damit die Nächsten als Gottes Geschöpfe in das Blickfeld rücken?

Die Solidaritätsgruppe selbst sieht sich als Impulsgeberin. Sicherlich sind in den zurückliegenden zehn Jahren eine Reihe von Impulsen entstanden. Aber es sind keine fertigen Ideen, sondern sie laden zum Weiterdenken ein. Idealerweise ergibt sich aus den bisherigen Ergebnissen ein europaweiter Prozess für die Entwicklung des Gemeinwesens, mit der Suche nach einer zukunftsfähigen und nachhaltigen Gesellschaft und der Frage nach unserem Beitrag in der Mitgestaltung. Dazu sind alle aufgerufen: Gemeindeglieder und Mitarbeiterinnen der Diakonie, Initiativgruppen im Gemeinwesen, kirchen- und gemeindeleitende Organe ebenso wie diakonische Verantwortungsträger, Träger der freien Wohlfahrt, Gewerkschaften und politische Mandatsträger. Kirche darf nicht Selbstzweck werden, denn damit hat sie ihren Vertrauensvorschuss in der Gesellschaft verspielt. Das Konvivenz-Konzept ist ein dynamischer und dialogischer Ansatz, der den

Gemeinden und dem Gemeinwesen in Europa Impulse vermitteln möchte. Im englischen Text wird auch von „Re-forming Community in Europe“ gesprochen, ein Hinweis auf die ständige Erneuerung in Gemeinde und Gemeinwesen. So sollen die folgenden Kapitel Impulse für die Überprüfung der Rahmenbedingungen in der eigenen Gemeinde geben, zugleich Haltungen hinterfragen und zu einen Reformprozess ermutigen. Gemeinde und Gemeinwesen bleiben dabei durchlässig.

Das Buch ist entsprechend aufgebaut. Zuerst beschäftigt es sich mit den Grundlagen eines Menschenbildes aus Sicht der konvivialen Gemeinschaft und klärt im zweiten Schritt den Begriff „Konvivenz“ mit dem Versuch eines historischen Rückblicks. Der zweite Teil bietet anhand verschiedener Themen mögliche Ausgestaltung konvivialer Gemeinschaften an. Grundlage hierfür ist der Text aus Matthäus 25 (vom Weltgericht). Die Themen sind nach dem konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung aufgebaut:

- Beschreibung der Situation (Sehen, was ist)
- Bewertung der Lage-Visionen (Urteilen, was sein sollte)
- Gelungene Beispiele aus der Praxis (Handeln, das Mögliche suchen)

Im dritten Teil sollen die Merkmale konvivialer Gemeinschaften, ein methodischer Zugang und die Rolle der Kirchen beschrieben werden.

Ziel des Buches ist es, Anschauungsmaterial zu liefern. Es geht darum, Ideen und Gedanken in das eigene Gemeinwesen bzw. die Heimatgemeinde mitzunehmen und die Ausgestaltung des sozialen Raumes anzuregen. Es wird neben der bereits erwähnten Methode des konziliaren Prozesses eine Vorgehensweise angeboten, die sich vom Menschen mit seinen Bedürfnissen und Kompetenzen zur Gesellschaft bewegt. Idealerweise führt das Buch zum Dialog. Dann wäre es seinem Auftrag gerecht geworden.

Der kirchliche Kontext ist nur eine(!) Sichtweise

Das Buch arbeitet mit den Begriffen „Konvivenz“, „Konvivenzgemeinschaften“ und „konviviale Gemeinschaften“. In der kirchlichen Struktur wird eher das Wort „Konvivenzgemeinden“ verwendet. Da-

mit soll eine christliche Sichtweise einfließen, die einen offenen Dialog mit Menschen in der sozialen Arbeit allgemein und im Gemeinwesen ermöglicht. Das Adjektiv „konvivial“ beschreibt Charakterzüge von Kirchengemeinden sowie eine bestimmte Denkweise. Es ist den diakonischen Handlungsmaximen nahe, die Brücken zwischen Kirche und offener Gesellschaft bauen und mit dem einen Bein ganz in der Kirche verwurzelt und mit dem anderen ganz in der Gesellschaft verankert sind. Diese diakonische Spannung im konvivialen Miteinander ist gewollt.

Die christlich-diakonische Positionierung soll weder exklusiv noch integrativ verstanden werden, sondern dialogisch. Der konvivialen Solidaritätsgruppe ist es ein besonderes Anliegen, mit allen Menschen in Europa, die Kunst eines gelungenen Zusammenlebens zu gestalten. Sie ist allerdings der festen Überzeugung, dass Christen dazu ihren Beitrag leisten können. Insofern gehört ein Dialog dazu, der eigene Grenzen überschreitet, der offen ist für Andersdenkende, der zuhören und suchen kann, der aber auch eigene Überlegungen einbringt. Das Buch lebt von der Überzeugung, dass Christen etwas zu sagen haben, trotz aller Fehler und Schwächen, die zum Menschsein dazugehören. Das Mandat liegt in der Sehnsucht nach einer zukunftsfähigen Gemeinschaft unter den Menschen mit unterschiedlichen Einstellungen, Haltungen, religiösen Überzeugungen und Visionen. Als Kirche müssen wir uns verabschieden von einem Verständnis, das exklusiv aufgebaut ist und davon ausgeht, dass Menschen auf uns zugehen. Das zentripetale Bild geht von einer Kirche aus, die ihre Erkenntnisse gewonnen hat und an andere weitergibt. Es ist statisch und geprägt von einer Komm-Struktur wie übrigens die meisten Gemeindemodelle. Dem gegenüber gibt es ein anderes Verstehen, das sich mit dem wandernden Gottesvolk befasst. Es ist charakterisiert durch Unsicherheiten, eine Suchbewegung und eine anhaltende Spannung zwischen Orientierungslosigkeit und Gottes Weisungen, die allerdings eine Vielzahl entscheidender und überraschender Gottesbegegnungen zulassen. Das Verständnis lebt von der Erfahrung, dass wir alle Gäste auf Erden sind und uns für eine

begrenzte Zeit auf diesem Planet bewegen. Es beinhaltet die Zusage an Abraham: „*Gehe in das Land, das ich dir zeigen werde*“¹, „*in das Land, wo Milch und Honig fließt*“², wie es später bei Mose präzisiert wird. Dazu bietet das Buch Impulse an.

1 Genesis 12, 1

2 Exodus 3, 8

Teil I

Grundlagen

Das Menschenbild

Im ersten Teil der Grundlagen wird auf ein Menschenbild eingegangen, das zur Förderung konvivialer Gemeinschaften dient. Die Sichtweisen des Menschen haben starken Einfluss darauf, wie wir mit unseren Nächsten umgehen, was wir ihnen zugestehen, womit wir bei ihnen rechnen und mit welcher Haltung wir ihnen gegenüber treten.

Immer wieder steuern feindselige Haltungen die Kommunikation, denken wir nur an Hate-Speeches im Internet, Falschmeldungen und Verleumdungen, Mobbing, Diffamierung oder gar rechte Propaganda. In solchen Dialogen erleben wir die Abwertung des Menschen, die einseitige Verhaftung in Problemlagen oder die Stigmatisierung von Personen und Personengruppen. Nicht selten verursachen unreflektierte Meinungen Aggression und Gewalt gegenüber Mitmenschen, die wir nicht einmal kennen. So kann man gutes Zusammenleben nicht gestalten.

Insofern ist es von großer Bedeutung, mit welchen Einstellungen wir anderen gegenüber treten. Es ist ein ständiger Auftrag, unser eigenes Menschenbild zu überprüfen. Denn auch wir sind nicht davor geschützt, in destruktive Sichtweisen abzugleiten, selbst wenn es nur kurze Momente dauert. In diesen Situationen eigene Irrtümer nicht zu verdrängen, verlangt ein gesundes Selbst-Bewusstsein. Denn beide Gedanken sind im Menschsein, das Gute wollen und das Böse tun.

Umso wichtiger ist es, im Laufe des Lebens die eigenen Bilder stetig zu verbessern, sofern sie uns nicht schon mit der Erziehung mitgegeben wurden. Außerdem werden die folgenden Abschnitte mit persönlichen Erfahrungen angereichert.

Der Mensch mit seiner Geschichte – der historische Kontext

Der Mensch ist kein Wesen, das seine Existenz allein aus dem Hier und Jetzt begründet. Er besitzt eine persönliche Geschichte; er hat Eltern, welche durch Erziehung Einfluss auf ihn nehmen. Und deren Erziehung ist wieder durch die Großeltern geprägt. So gehört zu unserer Prägung stets der historische Kontext, aus dem wir kommen, einschließlich der eigene Familiengeschichte. Es macht eben einen Unterschied, ob jemand aus einer Handwerkerfamilie stammt, die seit Generationen durch einen bestimmten Beruf geprägt wurde, so wie meine Familie, die seit über 400 Jahren aus Landwirten und Zimmerleuten besteht. Es macht auch einen Unterschied, ob jemand aus einem gehobenen Milieu kommt, dem es nicht vergönnt war, die Realitäten einer ungerechten Welt hautnah zu erleben. Es macht einen Unterschied, ob jemand eine glückliche Kindheit verbrachte, oder einen Elternteil durch ein Unglück schon früh verlor.

Menschen, denen wir begegnen, bringen ihre eigene Geschichte mit. Und die Geschichte prägt sie in ihren Werten und Einstellungen, in ihren Haltungen, in dem, was sie im Leben vorhaben, welche Berufe sie ergreifen und mit wem sie die Begegnung suchen. Schlüsselerfahrungen können Menschen neu prägen, Vertrauen wecken und optimistische Grundhaltungen verstärken.

Als Diakon und Sozialarbeiter in Nürnberg gehört die Obdachlosenzeitschrift „Der Straßenkreuzer“ zu meiner regelmäßigen Lektüre. Man kann die Zeitschrift nicht abonnieren. So muss ich mich auf den Weg machen, jeden Monat aufs Neue, und die Verkäufer*innen suchen. Selbstverständlich sind mir in kürzester Zeit ihre Verkaufsstellen bekannt. Einem von ihnen, den ich regelmäßig an der Museumsbrücke treffe, kam ich im Laufe der Zeit besonders nahe. Am Anfang lud mich sein Lächeln ein, wenn ich vor seinem Verkaufsstand Halt

machte und um den „Straßenkreuzer“ bat. Später begrüßte er mich schon von Weitem und wir lächelten uns gegenseitig freundlich zu. Es war sein Lächeln, das mich ermutigte, mit ihm ins Gespräch zu kommen, und so erfuhr ich seinen Namen und von Zeit zu Zeit immer mehr aus seinem Leben. Später vermisste ich ihn, wenn er nicht an der Verkaufsstelle erschien. Einmal zeigte er sich längere Zeit nicht und ich wurde schon nervös: Hoffentlich war ihm nichts passiert?! Doch dann stand er plötzlich wieder an seinem Platz und erzählte über seine Sehnsucht und den Ausflug nach seiner Heimat in Italien. Aber er entschied sich doch wieder für Nürnberg. Lorenzo ist für mich nicht nur ein Zeitungsverkäufer. Er ist ein Mensch mit einer eigenen Geschichte und Vergangenheit, mit Bildern aus seinem Leben und damit mit einer unverwechselbaren Originalität. Sein Bild und sein Lächeln bleiben, auch wenn es zu keiner Begegnung kommt.

Das, was mit Lorenzo passierte, geschieht täglich millionenfach auf dieser Welt. In den Begegnungen spiegelt sich die Philosophie der Obdachlosenzeitung wider. Dort finde ich Geschichten von Menschen, ihren Schicksalsschlägen, ihren Einstellungen und ihren Visionen vom Leben. Plötzlich bekommen Menschen Gesichter. Ich kann sie verstehen, ich kann ihnen vertrauen. Die wertvolle Arbeit des „Straßenkreuzers“ weckt das Interesse an Menschen und belässt ihnen damit die Würde, die den Betroffenen oft genommen wird. Der „Straßenkreuzer“ misst den Menschen Bedeutung zu. Sie sind Teil des Nürnberger Lebens und sind inzwischen für viele Bürger und Pendler Weggefährten während ihrer Einkäufe, Spaziergänge durch die Stadt oder einfach auf dem Weg zur Arbeit. Heute würde es mich nervös machen, wenn sie aus dem Stadtbild verschwänden. Deshalb ist es in der Begegnung mit anderen Menschen ein wesentlicher Kerngedanke, welche Geschichte sie mitbringen. Vielleicht ist einem die Erfahrung vertraut: Im Gespräch mit einem Freund, einer Nachbarin oder am Tresen verändert sich plötzlich die Einstellung zum Gegenüber, nur weil man dessen Lebensgeschichte hört. Vielleicht wurde im Gespräch manches klarer. Zum Beispiel wo er verletztlich ist oder was sie bewegt, in einer bestimmten Weise zu handeln. Vielleicht versteht

man jetzt leichter, in welchen Situationen das Gegenüber wütend wird, und vielleicht erkennt man aus der Geschichte Sehnsüchte und Motive für bestimmtes Verhalten.

Die Geschichte eines Menschen erklärt vieles, was möglicherweise beim anderen Unverständnis auslösen könnte. Sie hindert auch daran, mit schnellen Vorurteilen oder gar mit einer verkürzten Sichtweise auf andere zuzugehen.

Vielleicht entdeckt man im Hören auf andere einen Teil der eigenen Geschichte. In jedem Fall verhindert es ein allzu schnelles und unfertiges Urteil. Und letztlich ermöglicht uns die Erzählung Beziehungen mit neuer Qualität zu pflegen. Man sollte sich nicht beirren lassen und sich die nötige Zeit für ein gutes Gespräch nehmen. Denn im urteilsfreien Zuhören wird Vertrauen aufgebaut. Und wenn wir es schaffen, die Geschichte des anderen im Zwischenmenschlichen zu lassen und nicht für andere Interessen zu nutzen, dann beginnt konviviales Zusammenleben.

Der Mensch mit seiner Sprachfähigkeit ist dialogisch angelegt

Ich erinnere mich gerne zurück an meine Jugendzeit. In der evangelischen Jugend führten wir oft nächtelange Gespräche, entweder in der Teestube, während einer Geburtstagsfete, auf einer Wanderung oder abends am Lagerfeuer. Die Gespräche waren wesentlicher Bestandteil unserer Reifung und entsprechend wichtig. Damals entschied ich mich für die Friedensfrage und verweigerte mit Überzeugung den Wehrdienst – Ergebnis eines Teestubengesprächs mit mehr als einer Flasche Wein!

In Gesprächen reift langsam, aber stetig die Sprachfähigkeit im eigenen Glauben. Zweifel, Suchen und Entdecken haben ihre Wurzeln in den Gesprächen von damals bis heute. An den Abenden sprachen wir über unser Verhältnis zu Eltern, Lehrern und fragwürdigen Autoritäten, das bei vielen von uns konfliktbeladen war. Sicherlich auch eine Folge der 68er-Prägung. Wir hinterfragten die Werte einer damals fadenscheinigen Umwelt, kritisieren verkrustete Strukturen in Gesellschaft und Kirche, und diskutierten Modelle, wie wir uns ide-

ales Zusammenleben vorstellten. Wir drückten die Sehnsucht nach einem tragfähigen Glauben aus. Es war kein schlichter Smalltalk. Uns ging es um Lebenskonzepte, Werte und Haltungen. Was den Reifungsprozess ausmachte, war der Dialog miteinander.

Martin Buber (1878–1965) beschreibt in seinem Buch „Ich und Du“ (Buber, 1983) die Notwendigkeit des Dialogs. Menschen, die sich auf einen Dialog einlassen, erfahren eine Entwicklung. Jeder Mensch, der im Gespräch mit einem anderen ist, geht aus dem Dialog verändert hervor. Das ist eine zentrale Botschaft von Martin Buber.

Menschen kennen sich aufgrund der Gemeinschaft und durch viele Begegnungen und Beobachtungen. Sie können ihre Mitmenschen beschreiben, die Welt in ihren Details erfassen und wie ein Mosaik zusammensetzen. Und nicht selten fällen sie aufgrund der Erkenntnisse ein Urteil über andere. Wenn Menschen voneinander berichten, dann sind es in der Regel Beschreibungen, eine Sammlung von Fakten und Daten und somit eine begrenzte Sicht. Martin Buber benennt diese Erfahrungen mit dem Grundwort „Ich-Es“.

Aber Martin Buber geht auf ein zweites Grundwort ein, das „Ich-Du“. Während die Ich-Es-Welt über „etwas“ berichtet und Menschen in ihrer Begrenztheit wahrnimmt, ist die Ich-Du-Welt frei von Beschreibungen und Grenzen. Man könnte auch vom Ganzen sprechen, das immer mehr ist als die Summe der Teile. „*Ich-Du begründet zwischenmenschliche Beziehungen*“, so Martin Buber. In solchen Beziehungen sehe ich das ganze Wesen Mensch, sein Leben, seine Würde, seine Ebenbildlichkeit Gottes. „Ich-Du“ löst Grenzen auf und ist getragen von einem Ja zum anderen.

Ich erinnere mich gerne an meine Schwiegermutter. Sie lebte bei uns im Haus und war ein fester Anker für unsere Kinder. Wenn ich mit unserem Sohn schimpfte, weil er wieder etwas „angestellt“ hatte, dann intervenierte sie: „Der Junge“, so betonte sie aus unerschütterlicher innerer Überzeugung, „ist ein herzensgutes Kind. Er hat das so nicht gemeint.“ Mir blieb nur ein kleinlautes aber ebenso unsachliches: „Na ja, da halten sie wieder zusammen, die Oma und der Enkel.“ Was meine Schwiegermutter da lebte, war eine Ich-Du-

Beziehung. Sie sah nicht auf das „Etwas“, nämlich auf Fehler und Verfehlungen, nein sie zielte auf den Menschen an sich, sein Wesen, seine Existenz. Und da konnte das Urteil nur lauten: Der Mensch an sich ist gut, weil auch der sechste Tag im Schöpfungsbericht mit den Worten endet: *„Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe es war sehr gut“*.³

Im Leben von Jesus erleben wir das vorbildlich in unzähligen Situationen. Denken wir an die Geschichte der Ehebrecherin, in der Jesus die Argumente der Pharisäer im Raum stehen lässt – beziehungslos, der Ich-Es-Welt gleich. Und er leitet über zur Ich-Du-Beziehung: *„Wer unter euch ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein“*.⁴ Wie entwaffnend! Christliche Kernbotschaft spitzt sich in der Aussage zu: Im Nächsten begegnet uns Gott selbst. Sein Gesicht erkennen wir in der wahren Begegnung mit unseren Mitmenschen, nach Martin Buber in der Ich-Du-Beziehung.

Die Ich-Du-Beziehung, eingebettet in den offenen Dialog, ist Vertrauen gegenüber Menschen und passiert nach dem Verständnis des Religionsphilosophen im Zwischenmenschlichen. Zwischen mir und dem Du ist *rûah̄ elohim*, der Hauch Gottes, sein Geist, so wie Atemluft zwischen zwei Menschen.

Auch Paolo Freire (1921–97) verwendete den Dialog als Prinzip, wenn er in seinen Basisgemeinden die Situation analysierte, bewertete und daraus Folgerungen für eine bessere Entwicklung zog. Ähnlich wie Buber unterschied Freire die Qualität der Gespräche. Er beschrieb in seinem Buch *„Pädagogik der Unterdrückten“* das Wesen des Dialogs. Er erwartete, dass Dialog nicht im leeren Raum stattfindet, sondern immer in Bezug auf die Realitäten passiert, die uns umgeben:

„Dialog ist die Begegnung zwischen den Menschen, vermittelt durch die Welt, um die Welt zu benennen (...) Da nun der Dialog

3 Genesis 1, 31

4 Johannes 8, 7 b

jene Begegnung ist, in der die im Dialog Stehenden ihre gemeinsame Aktion und Reflexion auf die Welt richten, die es zu verwandeln und zu vermenschlichen gilt, kann dieser Dialog nicht auf den Akt reduziert werden, dass eine Person Ideen in andere Personen einlagert.“ (Freire, 1970).

So werden mit Buber und Freire wesentliche Kriterien für einen qualifizierten Dialog benannt:

- „Nicht über, sondern *mit* dem anderen“,
- „nicht abstrakt, sondern auf die Realität bezogen“ und
- „in der Gegenseitigkeit (Dialog) statt Einseitigkeit (Monolog)“.

Und schließlich ist der Dialog bereits wesentlicher Bestandteil der Anthropologie, denn der Mensch ist als soziales Wesen angelegt. Der Mensch kann ohne den anderen nicht leben. Das zeigt uns die Kaspar-Hauser-Erzählung. Er braucht den anderen und seine Sprache, um in seiner Entwicklung weiterzukommen. Eine Verweigerung des Gesprächs würde nicht nur zur Stagnation der Entwicklung, sondern sie würde zu einer Degeneration und letztlich zum Verlust der Menschlichkeit führen. Um beim Beispiel Kaspar Hauser zu bleiben: Im schlimmsten Fall zur Unfähigkeit, sich als Mensch unter Menschen zu behaupten.

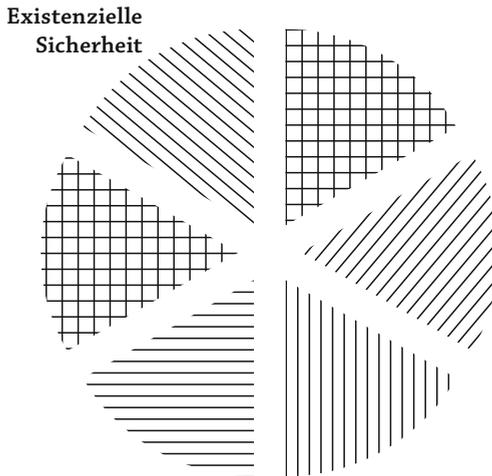
Immer wieder erlebe ich – insbesondere in politischen Diskursen –, wie das Gespräch verweigert wird. Solche Gesprächsverweigerung ist einer der schlimmsten Fehler, die man in der Gestaltung des Zusammenlebens begehen kann. Egal mit welcher Haltung mir der Mitmensch gegenübertritt, ich kann ihn oder sie nur verstehen, wenn ich das Gespräch suche. Dabei bin ich mir schwieriger, komplizierter und nervender Gespräche bewusst und ich weiß auch von meiner begrenzten Energie. Doch es hilft nichts, ich brauche das Gespräch, um nicht mit einem verzerrten Bild dem anderen Menschen gegenüberzutreten und damit Fehlentwicklungen zuzulassen. Um Martin Buber noch einmal zu bemühen: Ich brauche das Gespräch, um von der Beziehungslosigkeit in die Beziehung zu kommen.

Der Mensch mit seinen Grundbedürfnissen hat verbrieft Rechte und kann mit seinen Kompetenzen zur Erfüllung der Bedürfnisse beitragen

Grundbedürfnisse sind Archetypen menschlichen Seins. Sie begründen das Recht des Menschen auf Existenzsicherheit ebenso, wie das Selbstbestimmungsrecht, die Unversehrtheit, der Schutz des Lebens und anderes mehr. Schon immer sind die menschlichen Grundbedürfnisse existent. Wir debattieren nicht das „Ob“ von Grundbedürfnissen, sondern setzen uns lediglich über die Erfüllung der Bedürfnisse im täglichen Leben auseinander. Und da gibt es im Lauf der Jahrtausende bis heute erhebliche Unterschiede, Verletzungen und Missbrauch. Umso wichtiger ist es, die Grundbedürfnisse des Menschen regelmäßig ins Bewusstsein zurückzuholen. Und noch etwas: Es sind heute Menschenrechte, zu denen wir uns bekennen und denen wir unsere Verantwortung schulden!

Remo Hans Largo (1943–2020), Facharzt für Pädiatrie und Autor von Fachbüchern zur Erziehung lebte in Zürich, Schweiz. In seinen letzten Jahren beschäftigte er sich mit der Frage, welches Konzept eine Gesellschaft benötigt, um gelingendes Leben zu ermöglichen. In seinem vorletzten Werk „Das passende Leben“ (Largo, 2019) beschrieb er das, was den Menschen ausmacht, und unter welchen Rahmenbedingungen in der heutigen Welt Leben gelingen kann. Da dies auch entscheidend für die Beschreibung eines konvivialen Gemeinwesens sein kann, will ich in diesem Abschnitt („Grundbedürfnisse“ und „Kompetenzen“) auf seine grundsätzlichen Überlegungen eingehen. Die Grundbedürfnisse werden nur stichpunktartig wiedergegeben; die Kompetenzen schließen sich gleich an jedes Grundbedürfnis als eine mögliche Antwort an.

Das Schaubild zeigt sechs Grundbedürfnisse nach Largo in etwas reduzierter Form. Sie korrespondieren mit den Ressourcen, die ich im nachfolgenden Abschnitt beschreibe. Es muss noch betont werden, dass zwar alle Grundbedürfnisse und alle Ressourcen für alle Menschen vorhanden sind. Die Individualität entsteht jedoch durch die unterschiedlichen Gewichtungen und Ausprägungen der Bedürfnisse und Kompetenzen.



Der Mensch mit seinen Kompetenzen bringt Ressourcen mit.

Der Begriff Kompetenz ist nicht leicht zu fassen und wird in unterschiedlichen Disziplinen verkürzt bzw. im Sinne fachspezifischer Zieldefinitionen verwendet (vgl. Bildungskompetenz, Methodenkompetenz, linguistische Kompetenz u. ä.). In den nächsten Abschnitten werden weniger Kompetenzzuweisungen im juristischen, organisatorischen Sinne oder in der Gestaltung der Bildungs- und Berufskarriere sowie darauf bezogene Schlüsselqualifikationen erläutert. Vielmehr sollen Wissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten im Fokus stehen, mit denen der Mensch sein Leben autonom gestaltet und Antworten auf seine Bedürfnisse findet. Entgegen der verbreiteten Meinung, dass Kompetenzen erst im Lauf des Lebens erworben werden, soll die Annahme gelten, dass bestimmte Kompetenzen bereits im Individuum angelegt sind und im Entwicklungsprozess dass sich alle Menschen nahezu alle Kompetenzen bei guter Didaktik in gleicher Weise aneignen können, sollte kritisch betrachtet werden. Die OECD Bildungsminister betonen: